Erlian: Das Grenzklo

Die Hürde auf der Reise mit der transsibirischen und transmongolischen Eisenbahn von Moskau nach Peking ist die Grenze zwischen der Mongolei und China, wo der Zug umgespurt werden muß. Das dauert mit Grenzkontrollen einige Stunden. Die Zugtoiletten sind verriegelt. Die Männer arbeiten unter den Abflüssen.

Geschlossene Systeme gibt es auf Sibirienstrecken nicht. Bisher hat keines der Kälte standgehalten. Russen arbeiten mit Wodka, um gefrorene Pfropfen zu lösen. In Erlian kann man den Zug verlassen, aber man darf nicht mehr ins Abteil zurück, wo die Wagenbetreuerin für dringende Fälle einen Metalleimer bereithält. Wer draußen ist, muß die Bahnhofstoilette benutzen. Es empfiehlt sich, eine alte Zeitung mitzunehmen. Die Zeitung verzögert den Aufenthalt für geruchssensible Menschen kaum. Denn wer möchte jetzt als Westeuropäer kyrillische Buchstaben oder chinesische Zeichen lernen.

Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 14. November 2004

Moskau: Das blinde Klo

Es gibt sie noch, die gefürchteten russischen Toiletten aus der Sowjetzeit, die einst das kulturpatriotische Sprichwort inspirierten, die Qualität der Literatur eines Ortes verhalte sich umgekehrt proportional zu der seiner „Örtchen“.

Wen in der Glitzermetropole Moskau die Nostalgie nach dem asketischen Erlebnisklo befällt, der begebe sich in den Schloßpark von Kuskowo, zum Anwesen der wohl reichsten vorrevolutionären Adelsfamilie Scheremetjew.

Der Besucher verrichtet sein Bedürfnis in einem Betonhäuschen in der Nähe des Gartentors, was dank nicht funktionierender Beleuchtung in der lichtarmen Jahreszeit einem Blindekuhspiel ähnelt. In türlosen Klokabinen findet die Sitzung im Schutz der Dunkelheit statt, Papier bringt der vorausschauende Passant selbst mit.

Dagegen besitzen Museen und Sporteinrichtungen heute „europäische“ Toiletten, oft sogar mit Klobrillen, Papier und Seife am Waschbecken. Wenn dort oft Türgriffe abgerissen sind, Papier auf dem Boden liegt und Seife verschmiert ist, so schlägt sich darin auch der Manierenkodex der hiesigen Elite nieder, für die V.I.P.-Status weniger eine Verpflichtung ist als eine gewisse Lizenz zum Sichgehenlassen.

Buchstäblich malerische Toiletten besitzt das rund um die Uhr geöffnete Lieblingsrestaurant der beau monde, „Cafe Puschkin“, ein auf gute alte Empirezeit gestylter Neubau, für den Originalarchitektur des 19. Jahrhunderts abgerissen wurde. In den geheimnisvoll schummrigen Toilettenabteilen setzt man sich auf Porzellanschüsseln voll blauen Blumendekors, was manchen ein Zarengefühl vermittelt, andere eher hemmt.

Von klassischer Geschichtsvision kündet die öffentliche Toilette im Gorki-Park, die der stalinistische Art-deco-Architekt Alexander Wlassow in der Gestalt eines antiken Pavillons errichtete. Am Südwestrand des Parks, dicht an der neuen Fußgängerbrücke über den Moskwa-Fluß, findet man die Mitte der dreißiger Jahre zierlich gefälschte Ruine, die mit zwei korinthischen Säulen aus der Erde ragt, als hätten Archäologen sie unlängst ausgegraben.

Jene antikisch schönen, halbnackten Betonproletarier, die damals das Gelände schmückten, mußten dem Fortschritt weichen. Das verleiht dem Toilettentempelchen den Status eines beinahe authentischen Denkmals, das während der Wintermonate, da die Benutzung für sieben Rubel nicht möglich ist, die interesselosen Bedürfnisse von Kunsttouristen erfüllt.

Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 14. November 2004

Paris: Das Teuroklo

Es war ja schon eine Unverschämtheit: des Gefühls beraubt zu sein, in zweihundert Meter Höhe Wasser zu lassen. Die Herrschaften von der Societe nouvelle d'exploitation de la tour Eiffel (SNTE) hatten im September kurzerhand das Pariser Wahrzeichen Nummer eins samt Toiletten dichtgemacht: Kein Aufzug fuhr in die dritte Ebene, nur ein paar Glückliche durften mit dem Spezialaufzug des Restaurants „Jules Verne" auf die zweite Etage.

Auch die Treppen waren geschlossen, das Personal, 260 Männer und Frauen, streikte. Denn die Stadt Paris hatte gedroht, den Angestellten nach dem Ende des Vertrages mit der Betreibergesellschaft SNTE im kommenden Jahr ihre saftigen Zusatzbezüge zu streichen. Offiziell verdienen die Angestellten etwa 1.100 Euro im Monat.

Dank einer stillen Gewinnbeteiligung erhielten sie aber zusätzlich weitere 350 Euro, einfach so. Besonders gut ergeht es den vier „dames pipi" im Ostpfeiler. Die Klofrauen kassieren von jedem 40 Cent – und dürfen sie behalten.

Dazu kommt noch das Trinkgeld, das so gering nicht ist, schließlich ist der Besucher ja froh, daß er endlich darf, was weit und breit auf dem Marsfeld nicht geht, und überhaupt, wir sind in Paris, da knausern wir doch nicht! Zeitungsberichten zufolge kassieren die Klofrauen so bis zu 5000 Euro im Monat, das schafft kein Stationsarzt.

Am Ende siegte der Druck von Blase und Straße, die Stadt gab klein bei, Madame Pipi kassiert weiter. Dabei sind die Klos hier wirklich nicht schön, ganze Schülergenerationen zugleich verrichten hier an einem Tag ihr unheilvolles Geschäft. Aber, aber, es ist ja Paris, wollen wir mal nicht so sein, Vive la France, alles tres leger.

Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 14. November 2004

New York: No Klo!

Wenn in der Stadt Mahagonny, wie wir vom Stückeschreiber wissen, der Mensch alles dürfen darf, so muß er in der etwas weniger fiktiven Stadt New York hoffen, möglichst nie müssen zu müssen.

Seit Jahrzehnten gibt die Stadtverwaltung vor, sich zu bemühen, diesen Notstand zu beheben, aber zu selbstreinigenden Toilettenkabinen, wie sie sogar Paris seinem exquisiten Stadtbild zumutet, will sich das sonst so handfest pragmatische New York einfach nicht durchringen.

Bald scheitert die Aufstellung des dringend benötigten Straßenmöbels am Gesetz zur Gleichbehandlung von Körperbehinderten, bald gehen die Zeitungsverkäufer auf die Barrikaden, weil sie sich weigern, ihre Kioske in einem komplizierten Abwägeverfahren, das nicht zuletzt auf Einnahmen durch Werbung baut, mit den Notdurftstätten zu koppeln.

Parks und U-Bahn, die einst reichlich, wenn auch nicht gerade hygienisch Gelegenheit zur physischen Entsorgung boten, bieten den Service kaum noch an, aus moralischen und finanziellen Gründen. Was also tun im Krisenfall?

Natürlich muß, schließlich liegt New York in Amerika, die Privatwirtschaft in die Bresche springen. Das tut sie zwar nicht gern, wie handbeschriebene Schilder oft schon an Eingangstüren von Restaurants und Kneipen verkünden, die ihre Kabinette nur Kunden zur Verfügung stellen.

Um so unerläßlicher ist die gründliche Planung vor jedem Stadtbesuch. Hotels, Kaufhäuser, Bibliotheken, Museen sind da ebensowenig zu verachten wie McDonald's und Starbucks. Manch ungehörig metropolitanes Rinnsal quer über den Bürgersteig wäre durch ein „Gewußt wo!" im rechten Augenblick zu vermeiden gewesen.

Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 14. November 2004

Madrid: Das Open-air-Klo

An Wörtern für die Toilette – servicio, aseo, bano, lavabo – ist Spanien reich, an Toiletten selbst nicht. Wo es sie gibt, nämlich in Kneipen und Restaurants, sind sie allerdings leicht zu finden: „Ganz durch und dann rechts.“ Wie sehr dem Spanien-Besucher die Kultur der öffentlichen Toilette fehlt, merkt man aber dann, wenn man eine sucht.

Im Madrider Retiro-Park steht noch ein Häuschen, in dem Bedürftige einmal Unterschlupf fanden, aber es wird schon seit langem nicht mehr benutzt. Die Tür ist immer abgeschlossen, und vielleicht spukt es dort bei Vollmond.

Hervorgerufen durch mangelndes Toilettenbewußtsein und verschärft durch die Liberalisierung der Lebensstile, hat eine neue Permissivität des Pinkelns um sich gegriffen. Nicht nur, daß sich Männer an Laternenpfählen oder hinter Mülltonnen einigermaßen ungeniert entleeren; auch Frauen schließen sich dem Trend an.

Dazu muß man wissen, daß Frauen gern in Gruppen zur Toilette gehen, um begonnene Gespräche zu vertiefen, und sich bisweilen zu zweit in der Kabine einschließen, wo dann die eine sitzt, die andere steht. Inzwischen kann man nicht mehr ganz junge Damen beim Toilettengang in öffentlichen Grünflächen erleben, wobei die eine hockt, die andere steht und beide angeregt schnattern.

Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 14. November 2004

Tokio: Das intelligente Klo

Während das stille Örtchen in anderen Ländern nur eine Funktion hat, nämlich spülen, sind Japans Aborte voll mit Elektronik. Die beheizbare Klobrille ist noch das mindeste.

Bidetfunktionen mit vorgewärmtem Wasser sind Standard, der Sensor, der während des Geschäfts gleich mal die Fettwerte am Oberschenkel des sich Erleichternden mißt und drahtlos dem Gesundheitsprogramm des Heimcomputers übermittelt, ist Luxus.

Japans Heimtoilette ist der Investitionsstandort der Familie, kaum ein Möbelstück dürfte teurer sein. Marktführer Toto tut sich nicht etwa durch Design und Farben hervor, sondern durch immer ausgefeiltere Serviceleistungen – alles natürlich extrem benutzerfreundlich.

Wer sich in einem japanischen Heim zur Notdurft setzt, findet rechts oder links auf Schenkelhöhe eine Bedienungsarmatur, die an die Armlehne eines Flugzeugsessels, Business class, erinnert. Weil der Japaner nicht gern Aufmerksamkeit auf sich zieht, aber die dünnen Holzwände der Wohnungen hellhörig sind, legt er Wert auf akustisches Begleitprogramm: Beethoven und Beatles zur Übertönung der vulgären Natur.

Die „intelligente Toilette“ fährt gar automatisch den Deckel hoch, wenn sich zwei Menschenbeine nähern. Wer diese Produkte japanischer Innovationskraft in Parks oder Bahnhöfen sucht, wird allerdings enttäuscht. Dort herrscht das traditionelle Plumpsklo vor, gänzlich ohne High-Tech.

Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 14. November 2004

Istanbul: Das Moscheeklo

Eine Moschee ist immer in der Nähe. Und damit auch eine ordentliche Toilette. Öffentliche WCs sind in der Türkei zwar nicht mehr so selten wie noch vor einigen Jahren, aber Moscheen gibt es eben mehr. Bevor die Muslime in der Moschee beten, haben sie sich an einem Brunnen, dem Schadirwan, zu waschen.

In der Türkei gehört zu diesem Reini-gungskomplex in aller Regel auch eine öffentliche Toilettenanlage. In ihnen sind selbstverständlich auch Touristen willkommen. Als Eintritt zahlen sie umgerechnet nicht mehr als einen Viertel Euro. Inklusive Papier für den, der danach fragt. Denn die Toiletten sind Plumpsklos wie in vielen anderen Ländern des Mittelmeers, und wie in anderen muslimischen Ländern stecken keine Papierrollen an der Wand.

Meist sind die Toilettenanlagen in den Moscheen sauber, und meist lernt der zunächst verdutzte Reisende den Vorzug der Hygiene dieser Plumpsklos bald kennen und schätzen.

In den öffentlichen Toiletten hat man schon die Wahl, zu sitzen oder zu hocken. In Istanbul gibt es immer mehr dieser öffentlichen Toiletten. Mit einem Drehkreuz ist die Anlage im historischen Bazar („Kapali Carsi“) der Stadt ausgestattet, und das große Einkaufszentrum im Stadtteil Besiktas ist liebevoll mit Kunststoffblumen geschmückt. In öffentlichen Toiletten hängt inzwischen in aller Regel Papier. Denn, diesen Spruch hört man in der Türkei immer häufiger, in Europa sei das eben so, und man sei doch in Europa.

Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 14. November 2004

Venedig: Das Duschklo

Wer sich im Zeitalter der Turbospülungen und der Designerkeramik daran erinnern möchte, wie simpel und mühselig die Anfänge der Zivilisationstechnik des Wasserklosetts doch waren, dem sei immer noch die Reise nach Italien empfohlen. Daß eine Toilette erst mal nicht mehr sein muß als ein Loch im Boden, läßt sich hier noch in vielen Bars und sogar Trattorien feststellen.

Die beherzte Hockhaltung stärkt die Oberschenkelmuskulatur und die Beckenknochen gleichermaßen, dient also bei einer rapide alternden Bevölkerung geradezu der Ertüchtigung. Derzeit sattelt man leider im Zuge der Verweichlichung durch das italienische Wirtschaftswunder allenthalben auf zentraleuropäisches Klo-Niveau um: also mit Säuselmusik, Parfümspendern, Versace-Kacheln und Frotteetüchlein. Indessen denke ich versonnen zurück an den Abtritt eines nicht einmal billigen Zimmers in Venedig.

Die Pension hieß Casa Linger, einundneunzig Stufen hoch, eng wie ein Kleiderschrank, dafür aber ziemlich teuer. Das WC bestand aus einer Schüssel mit morschem Sitz, über dem sich direkt der Brausekopf senkte. Man hätte sich, auf dem Klo hockend, Zeit und Platz sparend, bequem duschen können. Man hätte auch die Dusche als Klospülung benutzen können, vielleicht sogar das Klobecken zum Haarewaschen oder am besten alles gleichzeitig. Vielleicht kommt im Zuge des Niedergangs der europäischen Ökonomie dieses sicher preiswerte Doppelmodell ja irgendwann wieder in Mode.

Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 14. November 2004

Neu-Delhi: Das Yogaklo

„Eines können und müssen wir vom Westen lernen“, befand Mahatma Gandhi einst, „und zwar die Wissenschaft von der Hygiene.“ Sein Ruf verhallte ungehört.

Gandhi hat es vermocht, eine Milliarde Inder hinter sich zu vereinen und das Land friedlich aus der britischen Kolonialherrschaft zu befreien, er konnte mit nackten Füßen durchs winterliche London laufen, ohne sich zu erkälten – aber die indischen Toiletten sind geblieben, wie sie waren.

Der Literaturnobelpreisträger V. S. Naipaul, der seine Heimat Indien erst spät, dafür um so schockierter besuchte, erklärt das Reinlichkeitsproblem am Beispiel der Flughafentoilette in Delhi: „Inder defäkieren überall hin: auf den Boden, in die Urinale (vermutlich unter yogischen Verrenkungen, über die man nur Mutmaßungen anstellen kann). Sie fürchten, sich zu beschmutzen, und hocken lieber, anstatt sich zu setzen, und in jeder Kabine kann man sehen, wo sie das Ziel verfehlt haben.“

Der indische Toilettenstandard ist bis heute weltweit ohne Beispiel und in seiner Einzigartigkeit allenfalls vergleichbar mit der subkontinentalen Zählweise (in „Lakh“ und „Core“) und der städtischen Kuhdichte.

Abzuwarten bleibt eine Entwicklung, die weder Gandhi noch Naipaul vorausgesehen haben und die der indische Premierminister Anfang dieser Woche während des Indien-EU-Gipfels in die Worte faßte: „Das Schicksal Indiens ist es, sich auf die Globalisierung einzulassen.“

Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung, 14. November 2004